

Im Hilfskonvoi für die Ukraine



Im letzten Studienjahr reiste Céline Pythoud mit ihrer Studienkollegin Ophélie spontan mit einem Hilfskonvoi in die Ukraine. Auf dem Rückweg nahmen sie 26 Menschen mit in die Schweiz. Eine emotionale Achterbahnfahrt.

Text: Céline Pythoud

Im April 2022 meldete sich Michael bei mir: «Wenn wir eine Pflegefachperson für unser zweites Projekt in der Ukraine bräuchten, wärst du dabei?» So begann mein Abenteuer. Es würde mich nach Dyakovo an der Grenze zwischen Rumänien und der Ukraine führen. Ich war im letzten Jahr meines Studiums. In der Ukraine wütete der Krieg. In meiner Wohngemeinde Charmey stellte ein von zwei Freunden gegründeter Verein eine Hilfskampagne auf die Beine.

Ein bereichernder Vorschlag

Gemeinsam mit meiner Studienkollegin Ophelia stimmte ich zu. Ziel war, dringend benötigtes Material in die Ukraine zu transportieren und auf der Rückreise Familien in die Schweiz zu bringen. Unsere Aufgabe war, die Flüchtenden auf dem Weg zu unterstützen und bei Bedarf zu versorgen. Der humanitäre und solidarische Ansatz hat uns sofort überzeugt. Die Erfahrung würde bereichernd sein. Die Fachhochschule unterstützte uns sofort, drei Wochen später reisten wir ab.

Aufregende Aussichten

Die Aussicht, Menschen kennenzulernen, die die Kriegsgräuere erleben mussten, war aufregend und beängstigend zugleich. Ich fragte mich, wie es den Familien psychisch gehen würde und wie ich mit ihnen kommunizieren würde. Ich bereitete mich auf eine emotionale Achterbahn vor. Vor der Abreise sammelten wir Material und ich lernte das Team kennen. Wir erhielten Hilfe von

allen Seiten, auch von geflüchteten Ukrainerinnen, die schon in der Region waren. Es hat mich bewegt, wie engagiert und dankbar sie für das Projekt waren. Es war schwierig zu sehen, dass sie gerne mitgefahren wären, um Angehörige zu sehen. Mit fast sechs Tonnen Material, Lebensmitteln, Hygieneartikeln und Erste-Hilfe-Material machten wir uns auf den Weg.

Von der Angst zur Freundschaft

Am Morgen der Einreise in die Ukraine hatte ich ein komisches Gefühl, fast Angst – Angst vor dem, was wir sehen

würden und vor den Gefühlen, die wir empfinden würden. Dann kam eine Nachricht: «Schönen Tag, genieße ihn». Das war es, was wir tun sollten! Ich setzte die Reise zuversichtlich und glücklich über das, was wir erreichen würden, fort. Der Grenzübertritt verlief reibungslos. Die Zollbeamten wirkten gelassen. Wir luden die Kartons auf den ukrainischen Lastwagen um, dann trafen wir die Menschen, die mit uns in die Schweiz zurückkehren würden: zwölf Erwachsene und 14 Kinder. Unsere Kontaktpersonen hiesßen uns willkommen und wir tranken zusammen die traditionellen drei Gläser

Die Kinder fassten schnell Vertrauen zu uns.



Laurent Darbelay

Von Fachperson zu Fachperson

Wodka (zwei wären «für den Tod»...) Die Begrüssung war so herzlich, dass ich mich wie bei alten Freunden fühlte. Ich war zwischen verschiedenen Gefühlen hin- und hergerissen. Ich war stolz auf unser Team, aber ich hatte Angst vor der Rückfahrt, weil ich nicht wusste, in welcher Stimmung die Familien waren.

Kontakte werden geknüpft

Im Bus hatten wir Teddybären, Decken, Getränke und Schokolade für die Flüchtlinge vorbereitet. Sie schienen es eilig zu haben, was mich überraschte. Die Familien zeigten wenig Emotionen. Während der gesamten Fahrt herrschte eine beeindruckende Ruhe, doch als ein Hubschrauber vorbeiflog, erschrakten sie. Am Zoll mussten wir viel Papierkram erledigen, während die Kinder spielten, lachten und uns in die Arme fielen. Ich war ein wenig frustriert über die Sprachbarrieren, aber wir fanden andere Wege, uns zu verständigen. Ich war beruhigt, als ich merkte, dass es ihnen gut ging. Ein kleines Mädchen schlief auf meinem Schooss ein. Ich war gerührt vom Vertrauen, das sie und ihre Eltern mir entgegenbrachten. Ihre Schwester versuchte, mit Ophelia Französisch zu lernen. Ihr Papa erzählte uns mit Hilfe von Ganna, unserer Dolmetscherin, ihre Geschichte. Das Paar hat sieben Kinder. Aufgrund des Kriegsrechts musste der volljährige älteste Sohn in der Ukraine bleiben, um sein Land zu verteidigen. Die Eltern sagten zwar, dass sie besorgt seien, blieben aber gefasst. Wir waren sehr betroffen. Traurig machte mich, dass die Vierjährige in den Tunneln Angst hatte und wenn sie Flugzeuge sah, besorgt und ängstlich auf Ukrainisch auf uns einredete. «Sie sagte, dass sie bombardieren würden», übersetzte Ganna. Mich frustrierte, dass ich keine Worte hatte, um sie zu beruhigen. Ganna war jedoch eine grosse Hilfe: Dank ihr konnten wir unseren Beitrag an das Wohlbefinden der Menschen leisten.

www.swissnursingstudents.ch



Profitiere von der
Gratismitgliedschaft für
Studierende bei SNS und SBK!

Autorin

Céline Pythoud arbeitet als Pflegefachfrau in der Spitex in Greyerz (FR)
cpy.celine@gmail.com



Tabea Wick

ist Pflegefachfrau und hat Erfahrung in verschiedensten Bereichen des Pflegeberufs. Diese persönlichen Erlebnisse aus Altersheim, Spital, Rehabilitation und Psychiatrie teilt sie in ihrer Kolumne.

Kurz nach meinem Abschluss spürte ich schon, dass ich so, mit den oft schwer betroffenen Klient:innen und dem Pflegepersonalmangel, nicht lange mit einem 100%-Pensum weitermachen kann, ohne physisch und psychisch darunter zu leiden.

Es gab kaum Zeit zum Einlesen, und selbstständigere Patientinnen und Patienten gingen zwischen den Leuten mit hohem Unterstützungsbedarf oft unter.

Einer von ihnen war Arzt, der zur Reha eintrat. Da er aufgrund seines Berufs die eben genannten «Symptome» des Fachkräftemangels genau interpretieren konnte, äusserte er sich oft sehr kritisch gegenüber der Qualität der Institution und drückte seinen Frust oft laut aus, aber auch, indem er sich gegen verschiedene Aspekte der Behandlung sträubte. Als er an einem Morgen die Antihypertensiva und Antikoagulantien, die ich ihm beim Frühstück brachte, ablehnte, versuchte ich, an ihn als Fachperson zu appellieren. Denn ich vermutete, dass das Weglassen der Medikation ein Ausdruck seiner Verzweiflung sein könnte. Ich fragte ihn, ob er, wenn er so viel Fachwissen zu Pathologie und Pharmakologie hat, nicht befürchte, dass das Pausieren der Medikation das Risiko für einen zweiten Cerebrovaskulären Infarkt erhöhen könnte. Da wurde er laut und stellte sofort fest, dass ich mich nicht sorgfältig eingelese hatte. Er hatte einen Herzstillstand erlitten und nicht, wie ich annahm, einen Schlaganfall, wie unsere meisten Patient:innen.

Mit der Zeit wuchs sein Vertrauen zum Team und er gab zu, zu viel gearbeitet zu haben und sich über vieles zu sehr geärgert zu haben, selbst wenn er wusste, dass dies sein Herz nicht mehr lange mitmachen würde.

Für mich war da schon klar, dass ich mein Pensum reduzieren möchte. Die Frage war nur, wie sehr und wie viel Lohneinbusse ich mir leisten könnte.

Bei seinem Austritt sah mich dieser Patient sanftmütig an und sagte: «Eines will ich Ihnen mitgeben: Machen Sie nicht die gleichen Fehler wie ich». Und ich wusste, meine Gesundheit ist mir wichtiger als alles Geld der Welt.